



Aus Erika Mitterers Nachlass:

Die silbernen Schuhe

von Erika Mitterer

„Na, Zaghaft Franziska, freust du dich auf den Heiligen Abend? Das Christkind bringt dir gewiss was Schönes, weil dein Zeugnis so gut war!“

Der Herr Lehrer ist zufällig an der Keusche¹ vorbeigekommen, Franziska lehnt an der Planke und so begrüßt er sie. Sie hält Adolf auf dem Arm und blickt den Herrn Lehrer großäugig an. Er zwinkert ihr scherzhaft zu, denn natürlich glaubt Franziska nimmer an das Christkind ...

„Ja, ich freu mich sehr“, sagt Franziska; der Herr Lehrer tätschelt ihr die Wange und stapft durch den Schnee davon.

So ist das also, wenn man lügt? Ganz anders hat sich Franziska vorgestellt, eine solche Sünde zu begehen. Sie wird sie beichten, aufs Jahr, wenn sie zur ersten Kommunion darf. Sie freut sich beinahe, dass sie schon etwas zum Beichten weiß.

Franziska stößt einen zittrigen Seufzer aus und geht hinein in die Hütte. So hebt also der Heilige Abend an, vor dem sie sich seit langem fürchtet.

Im Haus bemerkt man nichts von Weihnachten – außer, dass der Boden heute, am Donnerstag, schon gerieben wurde statt am Samstag.

Aber Franziska ist es recht, dass alles wie sonst ist. Wenn nur der Vater nichts von Weihnachten sagen möchte – die Mutter schweigt gewiss davon, die ist zu müde.

Gerade werkt sie im Stall bei der Ziege. Franziska hört ihr Husten durch die dünne Wand. Sie beginnt den zappelnden Dolfi auszuziehen. „Bah! Bah!“ schreit er, und Franziska tröstet ihn, dass er im Bett gleich sein Papperl bekommen wird.

Ein Windstoß fährt dem Vater voran ins Zimmer, die Tür schmettert zu, alle vier Kinder sind dem Mann erwartungsvoll zugewendet. Er hängt seinen Rucksack wie gewöhnlich ins Eck zwischen Sessel und Schrank. „Es fängt zu schneien an!“, sagt er und stäubt die Flocken pfeifend von seiner Joppe, dass es den Kindern feucht um die Wangen weht. – „Ihr seht's ja nichts mehr, ihr Hascherln! Mach Licht, Dirndl!“ Franziska dreht gehorsam am Schalter. Die Mutter wird böse sein. „Wozu braucht ihr ein Licht zum Faulenzen!“, wird sie sagen.

Aber vielleicht, weil heute – lieber Herrgott, ich will doch nimmer dran denken, dass heut der Heilige Abend ist ...

„Schau einmal her da!“ Er führt sie ins Eck, wo außer dem Rucksack etwas Verschnürtes lehnt, das sie noch nicht genau ausnehmen kann. „Ja, schau nur, Dirndl, der Vater hat einen Weihnachtsbaum mit'bracht für die Kinder, verrät ihnen aber nichts derweil. Habt's ein paar Kerzen da?“ Franziska Herz klopfte. Also doch Heiliger Abend. Nein, sie verrät den Kindern nichts. Aber Kerzen? Sie glaubt nicht, dass Kerzen im Haus sind.

Als die Mutter eintritt, blass und müde, in der Hand den Krug mit der Milch, der den scharfen Geruch der Geiß vom Stall in die Stube bringt, ihr Tuch fest um Hals und Schultern geknüpft, raunt ihr der Vater etwas ins Ohr. Sie reden halblaut hin und her.

„Und ich erlaub's nicht!“, sagt die Mutter erregt, doch der Vater ruft Franziska herbei: „Da hast einen Schilling, Franziska, hol beim Hammerer Kerzen, soviel du dafür kriegst, mit Halter, gelt?“ Franziska freut sich. Sie geht gern durch die Nacht, sie fürchtet sich nie – wenn nur die Mutter sich nicht grämen täte! Die bindet ihr schweigend mit verbissenem Gesicht ihr eigenes Tuch um Kopf, Schultern und Brust, kaum dass Franziska die Arme rühren kann. Den Schilling hält sie fest in der Faust. „Ist ja nur eine Viertelstund!“, flüstert sie tröstend der Mutter zu, die nichts erwidert. „Gib Acht, mein Dirndl!“, hört sie den Vater mahnen, als sie, vorerst ganz blind, ins feuchte Dunkel hinausstolpert.

Sie beeilt sich, vom Gehen wird ihr warm. Der Schnee fällt ziemlich schütter in dicken Flocken. Franziska begegnet niemandem. Beim Greißler setzt ihr Herz einen Augenblick aus: Sie wird keine Kerzen mehr kriegen, denn die Tür ist versperrt – jetzt wird der Baum leer im Winkel stehen müssen ... Da klinkt die Hammerin die Tür auf: „Was kommst denn nicht rein, Franziska, ist ja eh offen!“

Am Heimweg werden Franziska Finger, die das Päckchen mit den Kerzen umklammern, ganz steif. Sie hat jetzt den Wind im Gesicht. Aber sie ist so glücklich. „Jetzt freu ich mich doch!“, denkt sie.

Aber gleich spürt sie wieder Angst. Die Mutter ist böse auf den Vater, weil er mich hinausgeschickt hat. Nichts wird sie reden



mit ihm, und das wird gar nicht zum Aushalten sein, wenn die Kerzen brennen auf dem Baum. – Ob man den Dolfi wecken soll, wenn er schon schläft – ob der schon eine Freud hat mit sowas? – In der Kirche das Kripperl ist so herzig. Irgendwas m u s s unter der Tanne sein, vielleicht erlaubt's die Mutter, dass man das Kruzifix hinstellt, es ist doch auch der Heiland, nur freilich schon als ein Großer und ohne die Mutter Gottes, aber besser als gar nichts ...

So vorsinnend, ist Franziska in den schwarzen Flur gekommen und klinkt an der Stubentür. „Bring ich denn heut gar keine Tür auf?“, denkt sie und wackelt heftig an der Schnalle. Sie legt das Kerzenpackerl vorsichtig auf den Fußboden und rüttelt mit beiden Händen.

„Bist du's schon, Franzl?“ – Wie froh die Stimme der Mutter klingt! „Ich bring nicht auf, Mutter!“

„Wart ein bissl, Franzl! S'ist abgsperrt!“

Wozu der Vater die Türe zugeschlossen hat? Nie noch war die Stubentür versperrt ... Jetzt dreht er den Schlüssel um, öffnet einen Spalt, streckt seine große rauhe Hand hindurch. „Gib her die Kerzeln, mein Dirndl.“ Franzl legt das Packerl in die Hand des Vaters.

„Nicht herausschauen unter der Binde, David!“ – Was für eine Binde meint die Mutter nur? Franziska bekommt gar keinen Atem vor Aufregung. Es muss etwas geschehen sein. Etwas ganz Großes muss geschehen sein, wie es in den Geschichten im Schulbuch vorkommt. So etwas Großes, wie ... wie – das Sternhemdlein für das nackte Mädel, das sein Gewand verschenkt hat, oder wie der Spaziergang vom Marienkind im Flur des Himmels zwischen lauter Türen aus Gold ...

Franziskas Augen haben sich an die Dunkelheit gewöhnt; sie hockt im Vorraum auf dem Holzstoß, den sie selber heut früh aufgeschichtet hat, und bläst mit feuchtem Atem ihre klammen Finger an. Die Scheite sind hart und kantig, sie bohren sich ins Sitzfleisch, aber Franzl mag nimmer stehen. – Was ist nur in der Stube los, die flüstern und räumen und jetzt riecht es so eigen – lieber Herrgott, sie haben die Kerzen angezündet, der Vater ist böß auf mich, ich darf den Lichterbaum nicht sehen – sie haben vergessen, dass ich da heraußen wart' – sie lassen mich hier stehen die ganze Nacht ...

„Mutter! Mutter!“, schreit Franziska und stürzt vornüber ins Zimmer, denn im selben Augenblick öffnet die Mutter die Tür.

„Aber mein Dummerl, was ist denn, was hast denn, Mädel?“ Die Mutter wischt ihr mit der frischen weißen Schürze über das Heulgesicht.

Die Franzl schaut und schaut und presst sich die Nägel in die Handballen, tief, ganz tief, denn sie mag nicht so schön träumen, man wird nachher aufwachen und traurig sein müssen ...

Das Zimmer ist ganz verändert, der Tisch ist aus der Mitte fort unters Fenster gerückt und an seiner Statt steht auf einem Schemel der Lichterbaum, dessen Wipfel flimmert von einem spiegelnd goldenen Stern. Davor ist die Bank und auf ihr viele fremde Dinge ...

Der Vater hat den Dolfi auf dem Arm und schaukelt ihn hin und her, der Kleine saugt am Schnuller und macht runde Augen vor Erstaunen. Die Mutter hält den David links und den Poldi rechts und hebt zu singen an:

„Sti-ille Nacht, heilige Nacht ...“ und muntert Franziska mit Kopfnicken und Augenwinken auf einzustimmen, denn nur David zwitschert mit, der Vater kann nicht singen und Poldi ist noch zu klein ...

Erst bringt das Mädchen keinen Ton heraus, schaut den Baum an, die Eltern, die Brüder, die ganz verändert scheinen in ihrer Reglosigkeit – dann fallen tropfenweise die Worte aus dem Lied der Mutter in ihr Herz, und sie versucht ganz heiser: „... schöner Knabe im lockigen Haar ...“, sie räuspert sich die Kehle rein, schiebt die Hand von hinten in die Armbeuge der Mutter, „Schlaf in himmlischer Ruh“, jubelt sie nun mit ihr, „schlaf in himmlischer Ruh“ ...

„Aldann, jetzt schaut's aber einmal, was das Christkind bracht hat!“ Der Vater, dem das Lied schon zu lange dauerte, stupst die Buben vorwärts. Sie getrauen sich gar nicht, die Sachen auf der Bank anzugreifen.

„Wir müssen ja erst austeilen, wem was gehört!“, sagt die Mutter. Franzl nimmt Adolf auf den Arm.

Ein dunkelblauer Matrosenanzug ist da für den David, so einen noblen hat kein Bub vom ganzen Dorf; Poldi bekommt ein rotes Wolljackerl, und feste braune Schuhe und Strümpfe finden sich für beide Buben. Für den Adolf gibt's einen grauen Wetterfleck und wollene Hosen, die schon recht gestopft sind, aber wer bemerkt das heut Abend! Die Mutter hat einen schwarzen Rock bekommen und der Vater drei Hemden, und Spielsachen entdecken die Kinder in der großen Pappschachtel: einen Kreisel für Dolfi, der es nun zulässt, dass man ihn mit diesem seltsamen Ding auf den Boden setzt, zwei Bilderbücher für die größeren Buben.

„Schau her, Franzl, du bekommst die Schokolad' und die Schuh ...“

Gustav Jägermeister: *Bergkapelle*

Franziska hat ja nichts gesehen, seit sie sich den Geschenken zuwendete, als diese Schuhe. Sie hat gewusst, dass die für sie sein müssen. So froh war sie, wie die Mutter den Kleinen alles verteilt hat, dass bereits nichts mehr übrig blieb als diese Schuhe.

„Magst nicht hineinschlüpfen, Franzi, ob's dir passen?“
Franziska schüttelt den Kopf.

Jetzt ist es wirklich geschehen, das Große aus den Geschichten. Franzi hat immer gewusst, dass ihr einmal so etwas geschehen wird – hat immer geglaubt daran.

„Zu blöd, dass' die schönen Schuh so verhunzt haben!“, sagt der Vater. Franzi traut sich gar nicht aufzuschauen. Die Mutter aber entgegnet mit ihrer liebsten Herzstimme: „Ja, Vater, das sind halt Christkindschuh, die müssen schon besonders sein!“

Dann stellt sie die Erdäpfel, die inzwischen gar geworden sind, und das Speckkraut auf den Tisch und mahnt die Kinder, sich nicht anzusabbern.

Im Jagdhaus ist es behaglich warm, der Förster hat zwei Tage vorgeheizt, eh die Herrschaft ankam, denn die ausgekühlten Wände schlucken viel Hitze. Ein Lichterbaum brennt nun, kaum größer als der bei den Zaghafts, und zwei feste Buben schauen erstaunt in die Kerzen.

„Glaubst du, Mama, freut sich das arme Kind über meinen Kreisel?“, fragt Peter plötzlich; er hat sich ungern von ihm getrennt. „Sicher, Peter, die kleinen Buben haben vielleicht sonst gar kein Spielzeug bekommen ...“ – Manfred saugt mit seinen großen schwarzen Augen das Flackerlicht ein und murmelt vor sich hin: „Aber über die Sandalen freuen sie sich auch!“ Die hat er voriges Jahr als Prinz bei einem Kinderball getragen, dafür waren sie versilbert worden. Die Mama

wollte sie erst gar nicht in das Paket für die Holzhackerleute einpacken: „Arme Menschen können mit sowas nichts anfangen, Fredy!“ Aber Manfred bestand darauf. Er war verträumt seit seiner letzten Grippe, der früher wilde Bub. Jetzt sah er in die Weihnachtskerzen und dazwischen tauchte immer wieder die schiefe Hütte auf, vor der sie im Auto gehalten hatten – der große Mann, der vielemals buckelnd das Paket in Empfang nahm, und die frierende Frau hinter ihm.

Ob die Eltern endlich schlafen?

„Zum Schneien hat's auf'hört!“, denkt Franziska und schaut in das fahle Fenstergeviert; es scheint sogar der Mond.

Es war Franzi vom ersten Augenblick an klar gewesen, dass sie die silbernen Schuhe nicht so einfach in Empfang nehmen dürfe. Jetzt denkt sie nach darüber, wie sie danken kann.

Sie glaubt nicht an das Christkind, das am Heiligen Abend von Fenster zu Fenster fliegt. Für gewöhnlich kaufen die Eltern ihren Kindern etwas zu Weihnachten, das weiß sie genau. Aber ihre Eltern haben ihnen nie etwas kaufen können. Geschenke hat es nie gegeben.

Sie müssen vom Himmelskind stammen!

Franzi zweifelt in aller Seligkeit immer wieder ein wenig. Sie hat den ganzen Abend Angst gehabt, alles könne sich natürlich erklären. Warum hat niemand gesagt, wie die Sachen da herein gekommen sind? Lagen sie plötzlich unter dem Baum? – Aber die Stube war doch nie leer? Wohl, die Brüder haben Binden um die Augen gehabt, wer hat sie ihnen aber angelegt? Und die Eltern – die Eltern haben den Engel gesehen, der all das mitbrachte?



Nein, Franziska weiß, dass nur Heilige die Engel schon bei Lebzeiten zu Gesicht bekommen. Der Vater ist gewiss kein Heiliger, das scheint ihr klar, aber mit einem süßen Schrecken im Herzen hält sie inne: Vielleicht die Mutter?! Der Vater kann grade draußen gewesen sein.

Es leidet Franziska nicht länger in den Kissen. Sie schleicht ans Bett der Eltern, um die Mutter anzuschauen. Sie möchte Gewissheit haben, ob ihre Mutter eine Heilige ist.

Möglich wär's. Die Mutter war voriges Jahr in Mariazell wallfahren, als der Poldi mit der Mittelohrentzündung im Bett lag ...

Leider kann Franziska ihr Antlitz nicht ausnehmen. Es liegt ganz im Schwarzen; gerade vermag sie zu erkennen, wie das dunkle Haar sich abhebt von der Stirn.

Aber die Hände sind auf der Decke gefaltet und liegen im vollen Milchlicht des Mondes.

Franzi schaut also die Hände an und kommt zu der Überzeugung, alles sei in Ordnung: Die Mutter hat den Engel sehen dürfen, weil sie eine Heilige ist.

Jetzt weiß Franziska auch, wie sie für das Wunder danken wird: Wallfahren wird sie gehen, wie die Mutter. Freilich nicht nach Mariazell, denn das kostet die Bahnfahrt. Oben auf dem Berg steht eine Kapelle, zum gnadenreichen Heiland geheißenen. Ihr Herz dröhnt in großen Schlägen. Ja, dort will sie hinaufgehen!

Sie schleicht bloßfüßig zum Baum und nimmt einige Kerzen herunter. Sie hat keine Wallfahrtskerzen, aber auch diese wird der Gnadenheiland annehmen, wenn Franziska eigens hinaufwallt, um ihren Dank an ihn darzubringen.

„Was is denn?“, fragt die Mutter plötzlich. Franziska wirft beinahe den Baum um vor Schrecken. Sie steht reglos. Die Frau dreht sich auf die andere Seite. Gleich atmet sie wieder schwer.

Franziska ist noch leiser. Sie zieht die schwarzen Strümpfe aus der Lade, legt den Sonntagsrock an, das Wollleibchen und den Lodenmantel; zum Schluss schlüpfte sie in die silbernen Schuhe. Ach, die sind wie nach Maß gemacht, so weich und leicht! Franziska hat Angst, von ihrem Blinken könnten die Schläfer erwachen.

Sacht zieht sie die Tür hinter sich zu und steht auf der nächtlichen Straße.

Sie spürt den Frost nicht. Dankbar schaut sie zu den Sternen auf und zum Mond, dem treuen Wegweiser. Sie geht nicht

allzu rasch, aber mit großen, gleichmäßigen Schritten, wie der Vater sie gelehrt hat, dass es zum Steigen gut sei.

Nach kurzer Frist muss sie von der Straße fort in den Hohlweg einbiegen; er ist ausgeschauelt, da er zum Schutzhaus führt, das sich einen regen Touristenbetrieb für die Feiertage erhofft. Franziska geht seitlich in den Skifahrten, die sind nicht so glatt, aber dafür rieselt ihr der Schnee in die Schuhe. Sie spürt es kaum.

Die Nadelbäume haben dicke weiße Polster auf allem Geäst. Gut, dass Franziska so klein ist, nur selten streift sie einen Zweig, der sie dann überschüttet mit seinem silbernen Sternenschauer.

Die Stille ist groß und knisternd und feierlich wie Franziska Zaghaft's innere Andacht.

Aber sie kann nicht denken beim Steigen. Und muss doch so vieles bedenken, eh sie vor den gnadenreichen Heiland tritt. Mehr also um zu denken, als um auszuruhen, rastet sie einen Augenblick auf einem Baumstamm.

Ich werd zur Kapelle kommen und anklopfen. Es wird aber niemand „herein“ sagen, weil ich noch nicht heilig bin – ich werde eintreten und alle Kerzen auf den Altar picken und sie anstecken ...

Da geht es Franziska wie ein Messer durch die Brust: Sie hat die Zünder vergessen. „Heilige Maria, lass Zünder oben sein!“, fleht sie und ist gleich von ruhiger Gewissheit erfüllt, dass sie Streichhölzer vorfinden werde.

„Ich sollte weitergehen“, denkt Franziska. Aber sie bleibt sitzen. Ihre Füße sind so schwer. Hier im Schnee kommen die Schuhe gar nicht zur Geltung: Sie schauen ganz schwarz dagegen aus.

Die Luft in der Kapelle ist weihrauchgeschwängert wie in der Kirche. Der kleine Heiland steht auf dem Knie seiner Mutter und hält ein großes Kreuz in beiden Händen. Franziska hat das Bild gut angeschaut, als sie mit dem Vater heroben war. Der Heiland sagt: Ich sterbe gern am Kreuz für die schlechten Menschen. Deswegen ist er ja der Heiland voll der Gnaden.

Die heilige Jungfrau Maria aber blickt über das Kreuz hinweg Franziska an mit ihren großen ernsten Augen. – „Zu wem kommst du?“, fragt sie, und Franziska erwidert: „Zum gnadenreichen Heiland und der heiligen Jungfrau Maria.“ – „Was bringst du?“, fragt die Mutter Gottes in gleichem Ernst.

„Ich bringe Kerzen von unserem Weihnachtsbaum, weil ich wallfahren tu'.“



„Bist du denn ein Marienkind?“, fragt die Himmelskönigin.

Da stammelt die Franziska: „Nein. Aber meine Mutter ist eine Heilige ...“ Jetzt lächelt die Mutter des Jesus und fragt ganz mild: „So zeige mir, woran ich dich erkenne, Franziska Zaghaf!“

Und Franziska bückt sich in einer großen Seligkeit, streift ihre Schuhe ab und stellt sie auf den Altar, mitten unter die Kerzen.

„So sollst du mit meinem Kinde spielen!“, gewährt die Gottesmutter.

Der Jesus stellt sein Kreuz fort und steigt zu Franziska herab, um ihr die Hand zu geben; an ihrer anderen Seite ist nun ein schönes Mädchen ihres Alters. – „Ich bin's Marienkind!“, sagt es; „wir wollen dir jetzt das Himmelreich zeigen.“

„Mich brennen die Füße!“, klagt Franziska.

„Das ist vom Höllenfeuer inmitten der Erde!“, tröstet das Marienkind. „Komm, bald wachsen dir Flügel, da brauchst du sie nimmer.“

Dann fühlt Franziska Zaghaf, wie sie an der Hand der göttlichen Gespielen die Sterne der Nachtwelt durchschwebt, dem Himmel des Christ-Kindes zu.

Am anderen Morgen klirrte das Ferienlachen eifriger Sportler plötzlich auseinander wie brechendes Glas: Sie sahen ein Kind unbeweglich im Schnee an einem Baumstamm lehnen. Aus ihren Skiern machten sie eine Bahre und trugen es ins Schutzhaus, wohin es nicht mehr weit war. Der Pächter erkannte Franziska. Ein zufällig anwesender Arzt machte Übungen mit ihren dünnen Gliedern und rieb sie mit Schnee ab. Nach kurzer Zeit schlug das Kind die Augen auf.

„Wann's heut Nacht nicht den Frost brochen hätt, tät's nimmer leben!“, sagte der Wirt. „Jetzt lauf aber, Hiasl, sag dem Zaghaf Bescheid, dass sein Dirndl bei uns ist!“ – Der Bursche brauste davon auf seinen federnden Brettern.

In Franziskas weit offenen seligen Augen erglomm langsam Verständnis und Trauer. Als sie fragte: „Wo bin ich denn?“, da wusste sie es bereits.

Dann sah sie die silbernen Schuhe beim Ofen stehen, ach, silber nicht mehr, sondern arg ausgelatscht und unscheinbar schwärzlich geworden ...

Franziska hob ein Lächeln aus der dunklen Schlucht ihres

enttäuschten Herzens: – „Ich bin schon gesund!“, flüsterte sie und versuchte aufzustehen. Sie wollte heim. Denn nach der Mutter war ihr bang.

1 Eine Keusche ist ein kleines, ärmliches Haus

Diese im Nachlass Erika Mitterers aufbewahrte Erzählung dürfte noch nicht veröffentlicht worden sein.

Was damals geschah von Oskar M. Haniger

Was damals geschah,
als sich der Himmel
für wenige preisgab,
ist nicht begreifbar.

Dass es jährlich noch immer
von neuem geschieht,
obwohl ihm so viele fluchen,
bleibt ein Geheimnis.

Dass es dann morgen
endgültig sein wird,
begreift nur die Liebe.

aus: Oskar M. Haniger – WortErnte.
Edition Doppelpunkt, Wien 2012